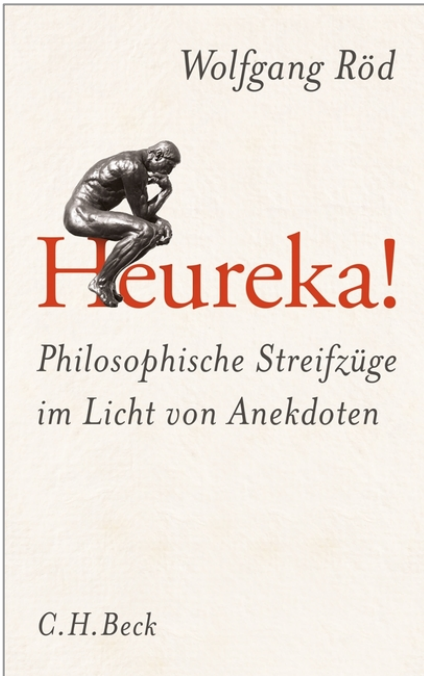


Unverkäufliche Leseprobe



Wolfgang Röd

Heureka!

Philosophische Streifzüge im Licht von
Anekdoten

260 Seiten, Klappenbroschur

ISBN: 978-3-406-64529-7

Weitere Informationen finden Sie hier:

<http://www.chbeck.de/11392389>

Staunen als Motiv des Philosophierens

Wissenschaftliche und philosophische Verwunderung

Der Athener Chairephon, der mit Sokrates von Jugend auf befreundet war, soll, als er einmal nach Delphi kam, aus Übermut das Orakel gefragt haben, ob jemand weiser sei als Sokrates. Das habe die Pythia verneint (Plato: *Apologie*). Dieser Orakelspruch hat Sokrates, wie er vor Gericht ausführte – er war wegen angeblicher Gottlosigkeit und Jugendverführung angeklagt –, in Staunen versetzt. Unter dem Eindruck dieses Staunens suchte er im Gespräch mit Leuten, die als weise galten, herauszufinden, ob sie weiser wären als er. Er mußte feststellen, daß sie sich zwar weise dünkten, aber nicht wirklich weise waren. Er dagegen bildete sich nicht ein, über sicheres Wissen zu verfügen, und war insofern weiser als sie. Das Staunen über den Orakelspruch setzte also bei Sokrates einen Prozeß in Gang, der ihn zur philosophischen Einsicht in die Grenzen des Wissens führte.

Daß das Staunen Sokrates zu philosophischen Gedanken anregte, wird durch eine ähnliche Anekdote bekräftigt, die Aristoteles überliefert hat (*Über die Philosophie*, Fr. 1). Ihr zufolge sah Sokrates, als er einmal nach Delphi kam, am Giebel eines Tempels die Inschrift «Erkenne dich selbst». Dieser Aufforderung nachzukommen erwies sich aber als schwierig; er war in großer Verlegenheit (*aporía*). Offenbar erfüllte ihn die Tatsache, daß die scheinbar einfache Frage: Wer bin ich? so schwer zu beantworten ist, mit Staunen, und dieses Staunen wurde zum Anstoß für sein Philosophieren. Sokrates sah sich in einer Lage, in der sich auch viele andere Philosophen befanden, bei denen das Staunen ebenfalls zu vertieftem Nachdenken anregte.

Bevor jedoch der Mensch über sich selbst zu staunen begann, war in vielen Fällen die Begegnung mit Naturvorgängen Grund eines Staunens, das zur Suche nach Erklärungen anregte. Eine Tatsache, die die Menschen schon sehr früh in Erstaunen versetzte, war die regelmäßig auftretende Nilüberschwemmung. Zunächst scheinen das Ausbleiben des für die ägyptische Landwirtschaft so wichtigen Ereignisses und die folgende Dürre zum Nachdenken über deren mögliche Ursache veranlaßt zu haben. Da kausale Erklärungen anfänglich nicht zur Verfügung standen, deutete man die Dürre als Folge göttlichen Zorns. Die für die Flut zuständige Gottheit sei, wie man meinte, verstimmt, weil man es versäumt habe, die üblichen Opfergaben darzubringen, und strafe nun die Menschen.

Ein halbes Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung brachen die frühen griechischen Philosophen mit der mythischen Denkweise und suchten nach einer rationalen Erklärung der Überflutung des Niltals. Schon Thales von Milet, der als erster europäischer Philosoph gilt, soll einen solchen Versuch unternommen haben. Er vermutete, daß die sich jährlich in derselben Jahreszeit einstellende Überschwemmung mit den Passatwinden (Etesien) zusammenhänge, und suchte die Beziehung mit Hilfe der Annahme zu erklären, daß strömendes Wasser durch Winde, die in entgegengesetzter Richtung wehen, gestaut wird. Dies ist bei den Etesien der Fall, in denen Thales daher die Ursache des Rückstaus und der Überflutung des Niltals sah. Diese Deutung ist allerdings unbefriedigend, denn der durch den Wind bewirkte Rückstau reicht zur Erklärung der Überschwemmung des Niltals nicht aus. Später suchte man nach einer besseren Erklärung des Vorgangs und fand schließlich, daß die Etesien nicht unmittelbar dafür verantwortlich sind, daß der Strom über seine Ufer tritt, wohl aber mittelbar: Sie verursachen ergiebige Niederschläge im Quellgebiet des Stromes, die dann zum Nilhochwasser führen.

Das Beispiel zeigt, wie das Staunen über zunächst unerklärlich scheinende Tatsachen das Forschen motivieren kann. Es läßt darüber hinaus erkennen, worauf das Staunen beruht: Man staunt über etwas, das sich nicht in einen vertrauten Zusammenhang einfügen läßt. Erklärungsversuche bestehen somit in der Suche nach Zusammenhängen, insbesondere nach regelmäßigen Zusammenhängen, in die sich zunächst rätselhaft erscheinende Tatsachen einordnen lassen. Gelingt das, tritt an die Stelle des Staunens ein Wissen oder, vorsichtiger ausgedrückt: eine Auffassung, die als Wissen gilt. Zum Staunen gehört somit die Tendenz zur Selbstaufhebung durch rationale Erklärungen. Werden die der Erklärung zugrundeliegenden Annahmen in Zweifel gezogen, stellt es sich sogleich wieder ein. Macht man sich klar, daß Erklärungen mit Hilfe von Annahmen erfolgen, die ihren hypothetischen Charakter auch dann nicht verlieren, wenn sie gut bestätigt sind, begreift man, daß das Staunen nicht ein für allemal überwunden werden kann. Daher läßt sich die von Vertretern des Stoizismus, einer der großen Richtungen der hellenistischen Philosophie, erhobene Forderung, über nichts zu staunen (*nil admirari*), kaum einlösen.

Die Erklärung des Nilhochwassers hat, wie die Erklärung von Naturerscheinungen im allgemeinen, nicht philosophischen Charakter im heutigen Sinn, sondern sie nimmt ansatzweise wissenschaftliche Theorien vorweg. Dennoch verdankt die Philosophie auch solchen Erklärungsversuchen wichtige Anstöße. Das hat schon Aristoteles so gesehen, wenn er annahm, das Staunen, in dem auch er das Motiv des Forschens erblickte, habe ursprünglich vor allem mit Naturerscheinungen zu tun gehabt. In seiner *Metaphysik* heißt es: «Weil sie sich ... wunderten, haben die Menschen, wie anfänglich und auch jetzt noch, zu philosophieren begonnen. Sie staunten anfangs über das Unerklärliche, das ihnen begegnete; allmählich machten sie auf diese Weise Fortschritte und stellten

Fragen in bezug auf Größeres, wie über Vorgänge auf dem Mond [Mondfinsternisse], auf der Sonne und den Sternen oder über die Entstehung des Alls.» Er hebt hervor, daß diese Überlegungen nicht praktisch – durch die Erwartung eines Nutzens bei ihrer Anwendung –, sondern rein theoretisch motiviert gewesen seien und in erster Linie die Überwindung von Nichtwissen zum Ziel gehabt hätten.

Neben dem Staunen über Naturzusammenhänge gibt es ein anderes Staunen, das nicht mehr Staunen über irgendwelche Tatsachen in der Welt, sondern Staunen über das Dasein der Welt ist. Dieses Staunen stellt sich ein, wenn man mit Gottfried Wilhelm Leibniz fragt: «Warum gibt es eher etwas als nichts?» (*Prinzipien der Natur und der Gnade*). Fr. W.J. Schelling nahm diese Frage auf: «Warum ist nicht nichts, warum ist etwas überhaupt?» An anderer Stelle spricht er von der «Frage, die der am Abgrund der Unendlichkeit schwindelnde Verstand aufwirft: *Warum ist nicht nichts, warum ist überhaupt etwas?*» (*Aphorismen zur Einleitung in die Naturphilosophie*).

Schon zu fragen, warum überhaupt etwas sei, ist aber bedenklich. Bei dieser Frage wird vorausgesetzt, daß nicht nur bei Dingen nach einem Grund ihres Daseins gefragt werden kann, sondern auch bei der Gesamtheit des Seienden. Diese Annahme ist jedoch fragwürdig, denn was bei Dingen sinnvoll ist, muß es nicht beim All der Dinge sein. Wenn die Totalität des Seienden überhaupt gedacht werden kann, ist sie jedenfalls kein Ding und unterliegt daher nicht dem Satz vom Grunde. Noch aus einem anderen Grund ist zu bezweifeln, daß die Frage, warum nicht nichts sei, überhaupt sinnvoll ist. Zu dieser Frage gehört nämlich, wie zu jeder Frage, ein Fragesteller, der existiert, während er fragt, so daß nicht schlechthin nichts sein kann. Es sieht demnach so aus, als sei die Frage, warum nicht nichts sei, falsch gestellt. Es verhält sich mit ihr ähnlich wie mit der Sentenz des Sophokles, daß es das Beste sei, nicht geboren worden zu sein. Der österreichische Lust-

spielfüchtere Johann Nestroy führte sie mit der Bemerkung ad absurdum, daß unter Tausenden kaum einer in dieser Lage sei.

Wenn aber die Frage, warum überhaupt etwas sei, falsch gestellt und deshalb unbeantwortbar ist, muß man sich fragen, woher die Faszination, die sie immer wieder ausübte, kommt. Vermutlich rührt das daher, daß man mit «Warum ist etwas?» eigentlich meinte: «Warum ist etwas für uns?» Auch mit dieser Frage verbindet sich philosophisches Staunen. Die Tatsache, daß uns nicht eine Menge isolierter Eindrücke, sondern eine Mannigfaltigkeit von Gegenständen erscheint, die neben- und nacheinander existieren sowie aufeinander bezogen sind, ist ebenfalls Anlaß zum Staunen und hat philosophische Antworten hervorgerufen.

Der Gedanke, daß das Erscheinen von etwas die wunderbarste aller Erscheinungen sei, taucht immer wieder auf. So sprach der Neukantianer Paul Natorp (1854–1924) von dem «Wunder aller Wunder ..., daß überhaupt etwas für uns da ist» (*Philosophische Systematik*, 1958), und sah in ihm das zentrale Problem der theoretischen Philosophie. Ähnlich drückte sich Martin Heidegger (1889–1976) aus: «Einzig der Mensch unter allen Seienden erfährt, angerufen von der Stimme des Seins, das Wunder aller Wunder: Daß Seiendes ist.» (*Was ist Metaphysik?*, Nachwort von 1943) Vom Standpunkt des Kritischen Rationalismus aus meinte auch Karl R. Popper (1902–1994): «Die Erkenntnis ist ohne Zweifel das größte Wunder des Universums.» (*Objektive Erkenntnis*, Vorwort)

Auf dieses Staunen hat schon Thomas Hobbes, einer der großen Denker des 17. Jahrhunderts, hingewiesen: «Die erstaunlichste aller Erscheinungen ist die Tatsache, daß uns überhaupt etwas erscheint.» (Hobbes: *Vom Körper*, Kap. 25) Was im Alltag als das Bekannteste und Vertrauteste hingenommen wird, ist in philosophischer Sicht die erstaunlichste Erscheinung, nämlich daß einige Wesen und insbesondere die Menschen Bilder von Dingen (d. h. Vorstellungen) haben und

daß diese Bilder ihre Vorbilder unter Umständen angemessen wiedergeben.

Hobbes hat die «erstaunlichste Erscheinung» im Rahmen eines materialistischen Weltbildes mechanistisch zu erklären gesucht. Er nahm an, daß von den Dingen physikalische Reize ausgehen, auf die das Subjekt physiologisch reagiert. Durch das Zusammenwirken von Reiz und Reaktion, das heißt durch Verhältnisse von Druck und Stoß im Zentralnervensystem, entstehen Empfindungen und Vorstellungen (phantasmata) (*Leviathan*, Kap. 1). Im Rahmen einer solchen Auffassung läßt sich jedoch nicht begreiflich machen, wie durch das Zusammenwirken physischer Faktoren etwas Psychisches, nämlich das bewußte Erscheinen von etwas, hervorgebracht werden soll. Das Staunen angesichts des Erscheinens einer Welt von Gegenständen wird mit Hobbes' Erklärungsversuch nicht überwunden.

Ähnlich verhält es sich mit neueren naturalistischen Erklärungsversuchen, wie der evolutionistischen Erkenntnistheorie. In ihrem Rahmen mag es möglich sein, gewisse Züge der Erfahrung – wie die Struktur des erlebten Raumes – zu erklären, indem man sie als Ergebnis der Anpassung an die Struktur der Wirklichkeit auffaßt. Daß uns überhaupt Dinge und deren Beziehungen erscheinen, wird aber nicht begriffen. Ebenso verhält es sich mit Versuchen, Bewußtseinsinhalte mit den Mitteln der Gehirnforschung begreiflich zu machen. So eindrucksvoll die Entdeckung von Entsprechungen zwischen Bewußtseinsinhalten und Vorgängen im Großhirn auch sein mag – die Tatsache des Erscheinens von Gegenständen vermag sie nicht zu erklären. Das Staunen über das größte aller Wunder läßt sich auf diese Weise nicht überwinden.

Doch auch metaphysische Versuche, die Tatsache, daß es etwas für uns gibt, begreiflich zu machen, stoßen auf Schwierigkeiten, wie bei der Erklärung, die Arthur Schopenhauer (1788–1860) versucht hat, klar zu sehen ist. Er hat einerseits

das philosophische Staunen überzeugend erörtert und die Neigung zum philosophischen Denken im allgemeinen damit in Verbindung gebracht, «daß man über das Gewöhnliche und Alltägliche sich zu verwundern fähig ist, wodurch man eben veranlaßt wird, das Allgemeine der Erscheinung zu seinem Problem zu machen» (*Die Welt als Wille und Vorstellung*, II, Kap. 17). Das gilt auch für das Staunen angesichts der Tatsache, daß uns überhaupt etwas erscheint. Dieses Staunen – die «*Verwunderung* über die Welt und unser eigenes Dasein» – ist das entscheidende Motiv des metaphysischen Denkens. Die Welt existiert nicht notwendig; sie könnte ebensogut nicht sein, so daß über ihre Existenz gestaunt werden kann.

Andererseits ist aber die von Schopenhauer vorgeschlagene metaphysische Lösung des Problems alles andere als überzeugend: Daß es etwas für uns gibt, erklärt er mit Hilfe der Annahme, daß die in der gesamten Wirklichkeit wirkende Grundkraft, die er «Wille» nennt, das Bewußtsein als Mittel erzeugt, um den Weg zur Erlösung vom Streben nach Selbsterhaltung zu finden und den Schritt zum Nirvana zu tun. Nach Schopenhauer ist das menschliche Bewußtsein gleichsam die Laterne, in deren Licht der Weg zur Erlösung vom Willen zum Dasein gefunden werden kann. Sein Versuch, eine Erklärung des Erscheinens zu finden, mündet in quasi-mythische Gedanken, die mit argumentierendem Philosophieren nichts mehr zu tun haben.

Die naturalistischen und die idealistischen Erklärungsversuche stimmen insofern überein, als sie sich auf die Annahme äußerer Ursachen stützen, um die Tatsache zu erklären, daß etwas für uns sei. Angesichts ihres Scheiterns liegt es nahe, auf diese Voraussetzung zu verzichten und vielmehr nach Bedingungen auf seiten des Subjekts zu fragen, unter denen die Erfahrung einer Welt von Gegenständen als möglich begriffen werden kann. Daß wir zum Beispiel nicht isolierte Qualitäten wie «weiß», «kalt», «leicht» usw., sondern Dinge mit diesen

Eigenschaften (etwa Schneeflocken) erfahren, läßt sich begreiflich machen, wenn man annimmt, daß das Ich Eindrücke verknüpft und sie als Eigenschaften von Dingen deutet. Immanuel Kant (1724–1804) hat das mit einem einprägsamen Vergleich zum Ausdruck gebracht; es kommt, wie er sagt, darauf an, «Erscheinungen zu buchstabieren, um sie als Erfahrung lesen zu können» (*Prolegomena*, § 30). Die Welt der Gegenstände ist deshalb erfahr- und erkennbar, weil sie vom Subjekt im Sinne von Raum, Zeit, Kausalität usw. geprägt ist und in dieser Hinsicht diesem nicht völlig fremd gegenübersteht. Das Staunen über das Erscheinen von etwas kann, wenn man der von Kant gewiesenen Richtung folgt, der Erkenntnis über den Grund dieses wunderbarsten Phänomens Platz machen. Damit verschwindet das Staunen aber nicht schlechthin, sondern sein Inhalt ändert sich: Erstaunlich ist nun das Vermögen des Ich, eine Welt mittels allgemeinsten Denkformen zu prägen. (Auf diese Auffassung wird in späteren Kapiteln zurückgekommen.)

«Welchen Weg soll ich einschlagen?»

Die Suche nach philosophischer Orientierung

Im Spätherbst des Jahres 1619 hatte René Descartes (1596–1650), als er sich in Neuburg oder in der Nähe dieser Stadt aufhielt und schwankte, ob er Offizier oder Wissenschaftler werden sollte, drei Träume, denen er entnehmen zu können meinte, daß er zum Wissenschaftler berufen sei. Im letzten dieser Träume, zwischen denen er kurz wach wurde und die Traum inhalte zu deuten suchte, sah er ein Buch vor sich, das er aufs Geratewohl öffnete und in dem er auf ein Gedicht mit dem Titel stieß «Welchen Lebensweg werde ich einschlagen?» (Ausonius: *Quod vitae sectabor iter?*). Nach dem Erwachen war er sich sicher, daß ihn der Geist der Wahrheit auf den Weg der Wissenschaft führen wolle. Seine Umgebung sollte aber von seiner Entscheidung nichts erfahren, weshalb er zunächst so lebte wie vorher – getarnt, wie er selbst notierte: «Ich gehe maskiert einher» (*larvatus prodeo*). (Nach Adrien Baillet: *La vie de M. Descartes*, 1691.)

Descartes verschwieg in seinen Aufzeichnungen über die Erfahrungen der Novembernacht 1619 etwas, das für die Deutung der Träume wichtig ist, nämlich den Einfluß, den der niederländische Wissenschaftler Isaac Beeckman auf ihn ausgeübt hatte. Beeckman machte den jungen Descartes mit den Grundgedanken der mathematischen Physik bekannt. Descartes griff begierig die damals noch junge physikalische Denkweise auf, so daß er bald zu deren noch seltenen Vertretern – *Mathematico-physici paucissimi*, wie Beeckman in seinem Tagebuch notierte – gezählt werden konnte. Die von Descartes als Berufungserlebnis gedeuteten Träume sind da-

her im Zusammenhang mit der Situation zu sehen, in der er sich befand; sie sind als Abschluß eines längeren Klärungsprozesses zu verstehen.

In den Jahren nach dem Neuburger Winter widmete sich Descartes mathematischen, physikalischen und methodologischen Fragen. Metaphysische Probleme spielten dabei eine untergeordnete Rolle. Das änderte sich, als er sich fragte, wie man beweisen könne, daß Sätze der Physik Strukturen der Wirklichkeit beschreiben. Zweifel an der objektiven Gültigkeit dieser Sätze lassen sich mit naturwissenschaftlichen Mitteln nicht ausräumen; das kann nur die Metaphysik der Erkenntnis leisten, der sich Descartes daher zuwandte.

Ein früheres Beispiel einer als Zäsur erlebten Hinwendung zu einer bestimmten philosophischen Denkweise ist die von Nikolaus von Kues (Cusanus) (1401–1464) vollzogene und auf eine Inspiration zurückgeführte Wende. Er war ursprünglich Jurist, nämlich Doktor des kanonischen Rechts, und nahm in dieser Eigenschaft als Beisitzer am Konzil von Basel teil, das die überfällige Reform der Kirche in die Wege leiten sollte. Angesichts des Streits über die Frage, ob der Papst über dem Konzil stehe oder dieses dem Papst übergeordnet sei, neigte er zwar dem Konziliarismus zu, bemühte sich aber auch, den Ansprüchen des Papsttums gerecht zu werden: Beide Autoritäten sind eng verbunden und sollen nicht gegeneinander ausgespielt werden. Hier zeigt sich schon die für sein Denken charakteristische Tendenz, Gegensätze nicht als unüberbrückbar hinzunehmen.

Die Überzeugung, daß Gegensätze in eine höhere Einheit aufgehoben werden könnten, leitete ihn auch bei seinen Bemühungen um die Wiedervereinigung der damals schon seit Jahrhunderten getrennten Ost- und Westkirche. Von 1437 bis 1438 reiste er mit einer Delegation, die den oströmischen Kaiser und den Patriarchen zum Reunionskonzil von Ferrara bringen sollte, auf dem Seeweg nach Konstantinopel. Auf der

Rückreise hatte er eine spirituelle Erfahrung, auf die er den Grundgedanken seiner Philosophie zurückführte: «Als ich aus Griechenland zurückkehrte – schreibt er –, erfuhr ich auf hoher See – ich glaube, als Geschenk von oben, vom Vater des Lichts, von dem alle gute Gabe herkommt –, daß ich das Unbegreifliche unbegreiflicherweise erfaßte in wissendem Nichtwissen. ... In diesen Tiefen muß alle Bemühung des menschlichen Geistes dahin gehen, sich zu jener Einheit zu erheben, in der die Gegensätze zusammenfallen.» (Schreiben zum Werk *Vom belehrten Nichtwissen/De docta ignorantia*) So wie er die gegensätzlichen Auffassungen innerhalb der römisch-katholischen Kirche der Einen Kirche unterordnete und so wie er West- und Ostkirche als Glieder der allgemeinen christlichen Kirche betrachtete, so wurde ihm klar, daß es eine höchste Einheit gibt, in der alle Gegensätze vereint sind, nämlich Gott.

[...]